

Buchbesprechungen

Lebendiger Sprachfluss

MARIE LUISE KNOTT / THOMAS BROVOT / ULRICH BLUMENBACH (HRSG.): **Denn wir haben Deutsch. Luthers Sprache aus dem Geist der Übersetzung**, Matthes & Seitz, Berlin 2015, 334 Seiten, 24,90 EUR

Luther, Luther, Luther! Noch ein Jahr bis zum 500-jährigen Reformationsjubiläum 2017... Es gibt bereits viele sehr gute Neuerscheinungen zum Thema, und das vorliegende Buch ›Denn wir haben Deutsch‹ gehört unbedingt dazu. Was für ein seltsamer Titel! In Luthers ›Sendbrief vom Dolmetschen‹ heißt es: »[D]enn ich habe deutsch, nicht lateinisch noch griechisch reden wollen«. Die Herausgeber des Buches halten dagegen: »Übersetzen, so einsam es oft ist, findet im Plural statt, im Dialog mit den Worten und Werken der Vergangenheit und der Gegenwart, mit dem Wissen von Heute und im Dialog mit Kollegen.« Deshalb das »wir« im Titel! Luther als wesentlicher Begründer der neuhochdeutschen Sprache und als begnadeter Sprachschöpfer fand die rechten Worte – sei es für die Poesie der Psalmen oder für die Schrecken der Apokalypse. Oft übersetzte er frei nach dem Sinn, »statt die lateinischen Buchstaben zu fragen, wie man soll deutsch reden«.

Sieben Schriftsteller und acht Literaturübersetzer bemühen sich in den drei Teilen dieses Buches, dem alten Luther auf eigene Art gerecht zu werden. Der erste Teil ›Dem Luther aufs Maul geschaut‹ beginnt mit der sprachlich äußerst lebhaften Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff. Ganz unbekümmert geht sie mit ihrem immensen Wissen um. Sie bewundert Luthers Wortgewalt, »das enorme Sprachgewitter, die hohe Plastizität, den zupackenden Wortschatz, die glosende Schwärze der Löcher, die zwischen den parataktischen Sätzen gähnen«, Weiter geht sie auf Martin Buber und Franz Rosenzweig ein, die im 20. Jahrhundert die jüdische Bibel aus dem Hebräischen neu ins Deutsche übersetzten. Im Psalm 68 heißt es hier: »Mein Herr gibt das Wort aus«, dagegen bei Luther: »Der HERR gibt das Wort« Le-

witscharoff vermutet mehr Nähe Bubers und Rosenzweigs am Original, aber bei Luther spricht sie vom »Glutkern dieser Lieder«.

Auch Martina Kempfers Beitrag ›Die Luther-Stelle – ihr Sitz im Leben und ihr Sitz im Text‹ berührt die genannte Bibelübersetzung. Brillant beschreibt sie Rosenzweigs Gedanken zum gewaltigen Werk des Reformators, weist auf Luthers initiatorisches Verständnis einer Paulus-Stelle im Römerbrief hin und erwähnt die schöne Literatur, die »den Hallraum des Bibeltons und -klangs erweitert«. (Martina Kempfer ist Gründungsmitglied der Weltlesebühne, einem Zusammenschluss von Übersetzern.)

Josef Winiger führt mit ›Luthers Übersetzungskunst – klassisch und revolutionär‹ in die Übersetzerkunst ein und zitiert Luthers ›Sendbrief: »Denn wer dolmetschen will, mus grosse vorrath von worten haben, das er die wal könne haben, wo eins an allen orten nicht lauten will.« In ›So will er's haben, so und nicht anders‹ schreibt Karl-Heinz Ott: »Am Anfang steht das klitzekleine Wörtchen sola. Mehr braucht es nicht, um das Abendland zu entzweien...« Denn: »Was Diplomatie ist, weiß Luther nicht. Luther ist eine Wucht.« Weiter geht es um den freien Willen, den Luther dem Menschen abspricht. Ganz im Gegensatz zu Erasmus von Rotterdam, der Luther auf diesbezügliche Bibelstellen hinweist. »Für Luther wiederum beweist das nur, dass Erasmus von einem teuflischen Skeptizismus zerfressen ist und er zur Schweineherde des Epikur gehört...«

In ihrem Aufsatz ›Luthers 23. Psalm – ein Glücksfall für Übersetzer aus dem Hebräischen‹ weist Anne Birkenhauer auf den speziellen »Lutherton« hin, mit dem die Älteren aufgewachsen sind. Aber heute muss sie fragen: »Wie viel Luther wird von meinen Lesern überhaupt

die Drei 5/2016

noch erkannt und verstanden?« Man könne kaum noch Bibelkenntnisse erwarten, dazu kommt, dass neue Übersetzungen eine moderne Sprache wählen oder gar politisch korrekt sein wollen. Sie schreibt, wie beim Lesen Assoziationen an bereits Bekanntes wach werden, wie ein zartes Filigran. Da viele heute die Urtexte nicht kennen, sind Kommentare nötig. Das gibt eine Ahnung davon, wie mühevoll der »Kulturtransfer« ist.

Der zweite Teil nennt sich: ›Und haltet mir meinen Groove zugute!‹ Der Begriff »groove« stammt aus der modernen Musik Amerikas; was hat er mit Luther zu tun? Vielleicht, weil er rhythmisch ein Fundament für die Oberstimmen der Musik bildet. Sind Luthers Sätze ähnlich, und hat er gar ein Klangreich geschaffen? Susanne Lange spricht direkt von ›Die entfesselte Syntax. Luthers komponierte Satzgefüge‹. Oft hören sich Luthers Sätze heute als unüblich an, denn: »Die Abfolge der einzelnen Satzglieder ist bei Luther weit mehr in Bewegung als im grammatikalisch verfestigten Neuhochdeutschen.« Diese Beweglichkeit sei auch heute möglich! Wie damals er dem Volk, sollten wir heute ihm »aufs Maul schauen«!

Der Beitrag ›Da sprach der Herr – wie aber redet Gott?‹ von Eveline Passet verlangt zunächst viel vom Leser, soweit er kein Fachmann ist. Sie befasst sich mit Poesie und Prosa anhand der Hosea-Übersetzung von Tur-Sinai und den Bemühungen von Buber und Rosenzweig um eine »vom Hebräischen geleitete Erneuerung des Deutschen« im Alten Testament, sowie verschiedenen Luther-Übersetzungen.

Der tiefgründige Text von Peter Waterhouse ›Was alles heißt und wie alles heißt. Über Martin Luthers Übersetzungen der 150 Psalmen‹ bezieht sich auf Wittgensteins ›Philosophische Untersuchungen‹ in Deutsch und Englisch. Verändert sich das Verstehen von Sprache zu Sprache? fragt Waterhouse, die Worte in sensibelster Weise wägend. Auch Wittgensteins ›Tractatus logico-philosophicus‹ prüft er so, ehe er auf die Psalmen übergeht. Waterhouse vergleicht verschiedene Übersetzungen der Lutherbibel, zum Beispiel heißt es in der von 1545 zu Psalm 22: »Hilff mir aus dem Rachen des Lewen /

Vnd errette mich von den Einhörnern.« 1984 heißt es in der revidierten Fassung: »... und vor den Hörnern wilder Stiere«. Wo sind die Einhörner geblieben? In der King James-Version sind sie erhalten! Hat Luther gehört, »dass hier um Schutz gerufen wird vor den Einhörnern, vor dem Nicht-Hören, vor den Nichthörenden?« Der Autor kommt einer esoterischen Betrachtung nahe, allein durch den Vergleich zwischen Englisch und Deutsch. Zwei Sprachgeister, die sich gegenseitig erkennbar machen.

Der dritte Teil: ›Wie eine Rohrdommel in der Wüsten‹ enthält die ausgefallene Dichtung von Kathrin Schmidt ›Das Boot setzt über‹. Ein Reigen Sonette vom Übersetzen und Über-Setzen. Es ist, als würden sich 14 Wortgestalten um eine 15. in der Mitte an den Händen fassen! Man empfindet das Wesen des Sonetts als geistige Gestalt, obwohl man sich unter den Wortzusammenhängen kaum Genaueres vorstellen kann. Eine heitere Sprachkunst, hier ein kleiner Auszug: »das boot setzt über, ufer sind längst zeiten, / aus stein gemacht, doch mit vergänglichmalen. / wir geben gern die freien, radikalen, / so völlig ohne kopf- und herzkrankheiten.«

Den Abschluss bildet ein sehr gründlicher Übersetzer-Lebenslauf Martin Luthers. Dieses Buch erhält starke Spannung und Frische durch die Verschiedenartigkeit der Beiträge, von denen jeder seine Berechtigung hat und weiterführt.

Der deutsche Bibeltext, von Luther selbst mehrfach überarbeitet, wurde in den letzten 500 Jahren öfter – mehr oder weniger vorsichtig – dem Sprachgebrauch angeglichen. Zum Reformationsjubiläum soll er Luthers lebendigem Sprachfluss wieder angenähert werden. Daher hatte die Evangelische Kirche in Deutschland Literaten und Übersetzer zu einem Workshop eingeladen, dessen Resultat hier vorliegt.

Das Buch wendet sich an Leser, die an Luthers Sprachkunst interessiert sind und einige germanistische Grundbegriffe kennen, sowie an solche, die sich in ein geistiges Spannungsfeld ganz unterschiedlicher Sicht- und Ausdrucksweisen wagen wollen. Für Leser, die durch Anthroposophie geschult sind, dürfte dies kein Problem sein.

Maja Rehnbein

Gediegene Gabe

JOHANNES KIERSCH: **In »okkultur Gefangenschaft«? Von der gewordenen zur werdenden Anthroposophie**, Info 3-Verlag, Frankfurt am Main 2015, 142 Seiten, 12,80 EUR

Es gibt Momente im Leben, wo es fällig wird, vorbehaltlos auf sich selber zu schauen. Illusionen, Projektionen, Ideologien, Glaubenssätze, an die man sich lange geklammert hat, schmelzen weg. Man stellt fest: Vieles, auch das Wertvollste, mit dem man sich verbunden weiß, ist vom Ego – dem eigenen und dem der Gruppe, mit der man sich identifiziert, auch von gewissen Mentalitäten der Zeitepoche – teils missdeutet, teils instrumentalisiert worden. Das gilt auch für die Anthroposophie. Der Umgang mit ihr bedarf des nüchternen Blicks derjenigen, die sich auf sie und ihren Begründer berufen: auf ihre bisherige Rezeption, ihre aktuellen Wandlungen und ihre Potenzialität in die Zukunft hinein. Anthroposophie kann nicht einfach reproduziert werden. Sie lebt von kreativen Vollzügen, sie muss sich weiterentwickeln – nicht vornehmlich durch Inhalte, sondern durch individuelle Erkenntnisleistungen.

Der Erziehungswissenschaftler, Historiker und Waldorfpädagoge Johannes Kiersch hat sich in den letzten Jahren immer wieder auf solche Rückbesinnungen publizistisch eingelassen, allerdings nie mit moralisierenden Tönen, provokatorischen Gesten oder selbstgerechten Allüren. Bei ihm geht alles sachlich und bescheiden zu. Rückhaltlose Wahrheitsliebe paart sich hier mit einfühlsamem Verständnis für Fehler und Irrwege seiner anthroposophischen Vorgänger oder Weggenossen, wobei er sich nie abseits stellt, sondern auch die Korrekturen, die er an sich selbst zu vollführen hatte, offen benennt. Sorgsam geht er mit gewissenhaft aufgearbeiteten Fakten um, deutet sie mit maßvoller Umsicht und in einer bewundernswert klaren Sprache. Einige dieser Arbeiten sind nun in einem Sammelband erschienen. Sie verbinden Lebensfragen im Umgang mit Anthroposophie und Probleme, die ihre wissenschaftliche Fundierung und Kommunizierbarkeit betreffen.

Was Esoterik ursprünglich sei und was deren Praxis heute als »Prozess des Werdens« bedeu-

ten möge, wird in einem ersten Essay entwickelt. Daran knüpfen sich im zweiten sogleich erstaunliche Erkenntnisse, die sich für Kiersch bei der Sichtung und Verarbeitung des Quellenmaterials zur Geschichte der Freien Hochschule für Geisteswissenschaft in ihrem Kern – der Esoterik der Klassenstunden – ergeben haben. Diese Resultate stehen quer zu der Jahrzehnte lang gepflegten Überzeugung, die Fortführung dieses Impulses durch festgelegte Formen im Rahmen einer hierarchisierten Struktur sei gleichsam kanonisch von Rudolf Steiner her zu begründen. Diese Thematik wird im dritten Text fortgesetzt, der die Sukzessionsproblematik, – die mit dem 1923/24 eingesetzten »esoterischen Vorstand« beginnt – neu beleuchtet. Die zwei folgenden Aufsätze behandeln mehr allgemeine Themen wie das adäquate Reden über Karma oder die Tatsache, dass Steiners übersinnliche Mitteilungen »Kredite« seien, anregende Leihgaben also, die den Rezipienten zu eigener, genuiner Erkenntnisbildung dienen, und die keinesfalls als »Haben« verbucht werden dürfen.

Der sechste Aufsatz: »Gewordene und werdende Anthroposophie« bringt schon in der Formulierung des Titels Kierschs zentrales Anliegen auf den Punkt. Er leitet darin unter anderem Rückständigkeit im anthroposophischen Milieu aus dem mangelnden Bewusstsein für den Wertewandel ab, der sich seit der Mitte des 20. Jahrhunderts vollzogen hat. Schließlich, im siebten Text, diagnostiziert er die Gründe, warum die eigentlich wissenschaftliche Praxis – auch Lebenspraxis – der Anthroposophie, die programmatisch unzweideutig von Rudolf Steiner als neue Wissenschaft vom Geist und eben nicht als neue Religion gewollt war, früh durchaus bekenntnisthaft-religiös in Erscheinung getreten ist. Kiersch argumentiert überzeugend, dass sich der Enthusiasmus und die Schlagkraft des Kulturimpulses Anthroposophie in den Tochterbewegungen nur deshalb gesellschaftlich verankern konnte, weil die Pioniere ihre

die Drei 5/2016

innere Kraft zur Überwindung der immensen Schwierigkeiten einer solchen Einkörperung in den Leib des 20. Jahrhunderts aus eben dieser Bekenntnishaftigkeit zogen. Wir finden schließlich im Anhang noch eine Interpretation dessen, was »geschichtliche Symptomatologie« im Sinne Rudolf Steiners wirklich bedeutet – auch hier wieder eine völlig neue Sichtweise, die das bisherige Verständnis von Symptomatologie (oft als Kulturmorphologie verstanden und praktiziert) entscheidend korrigiert. Ein Lebensrückblick des jetzt achtzigjährigen Autors rundet das Buch ab.

Zum Schluss noch eine Bemerkung: Der Titel mag befremden. Ganz offensichtlich wurde er gewählt, weil das Buch sich speziell an eine anthroposophische Leserschaft wenden will. Für Nicht-Anthroposophen, aber vielleicht auch für manchen Anthroposophen bedarf er einer Erklärung. Der Begriff: »okkulte Gefangenschaft« bezieht sich auf gelegentliche Hinweise Rudolf Steiners über Vorgänge, wo Okkultisten andere Okkultisten von außen her mit imaginativen Bildern künstlich umstellen, um sie so am weiteren Erkunden übersinnlicher Phänomene zu hindern. Kiersch greift eine Äußerung des früheren Vorsitzenden der Anthroposophischen

Gesellschaft, Manfred Schmidt-Brabant, auf. Kurz vor seinem Tod hatte er vor einer zahlreichen Hörerschaft im Großen Saal des Goetheanums die Frage gestellt, ob der Mangel an weltweiter Wirksamkeit der Anthroposophie nicht auf ein solches Umstelltsein durch feste Vorstellungen zurückzuführen sei. Allerdings sprach er nicht von Fremdeinwirkungen, sondern von Bewusstseinsformen, die von den Anthroposophen selbst erzeugt würden. Ob der Titel freilich den Tenor des Buches trifft? Eher doch der auf dem Buchdeckel ziemlich klein gedruckte Untertitel: »Von der gewordenen zur werdenden Anthroposophie«. Zur Pflege lebendig sich fortentwickelnder Anthroposophie ist die Diagnose historischer und psychologischer Behinderungen zweifellos unerlässlich. Als Therapie empfiehlt sich freilich vor allem dies: Anthroposophie gedankenstark, unbefangen und ehrlich zu praktizieren. Kiersch macht uns das in seinem neuen Buch in ureigener Weise vor. Der Rezensent, der seinem Kollegen, Gesprächspartner, Weggefährten und Förderer Johannes Kiersch auch sonst viel zu verdanken hat, dankt ganz besonders für diese gediegene Gabe an eine heutige und künftige Leserschaft!

János Darvas

Kluge Zusammenführung

EDWIN HÜBNER: Medien und Pädagogik. Gesichtspunkte zum Verständnis der Medien, Grundlagen einer anthroposophisch-anthropologischen Medienpädagogik, edition waldorf, Stuttgart 2015, 496 Seiten, 35 EUR

Ein umfangreiches Buch mit dem Titel »Medien und Pädagogik« – das klingt stark nach Spezialliteratur, einer ermüdenden Fülle von Detailinformationen und dergleichen; wie beglückend indes, dass es sich um eine spannende und auf jeder Seite konkrete Darstellung handelt! Hier wird gewiss jeder etwas für sich finden: Eltern, Lehrer, Erzieher – oder einfach nur interessierte Laien bzw. Mediennutzer!

Wer sich zu einem problematischen Thema wie dem des kindlichen und jugendlichen Umgangs mit Medien äußert, bewegt sich auf einem schmalen Grat: Reißerische Titel und Thesen

erzeugen Aufmerksamkeit, schrecken aber auch viele von vornherein ab. Allzu hemdsärmelige Darstellungen dagegen eröffnen im Einzelfall wohl den Zugang, schließen aber diejenigen aus, die ein vertieftes Verständnis suchen. Erwägungen ausschließlich weltanschaulicher Art wiederum bedrücken oft durch das Übermaß an Kulturkritik und leiden unter dem Mangel an lebenspraktischen Hinweisen ...

Diese latenten Gefahren hat Edwin Hübner erkennbar vorab gründlich reflektiert, denn seine im letzten Sommer erschienene Studie setzt durch die sachliche und präzise Darstel-

lungsweise sowie durch die klug gewichtete Zusammenführung der technischen, anthropologischen, weltanschaulichen und pädagogischen Aspekte neue Maßstäbe. Hübners Ausgang ist phänomenologisch, dabei begrifflich vollkommen klar gefasst, angefangen bei der wichtigen Distinktion des oft schwammigen Medienbegriffs bis hin zu immer neuen, lebensbezogenen Beschreibungen dessen, was die vielzitierte »Medienkompetenz« im jeweiligen Kontext ausmacht. Sie fordert gleichermaßen indirektes wie direktes pädagogisches Handeln – beides stellt der Autor in den zwei Hauptkapiteln, die etwa ein Drittel des Buches ausmachen, einleuchtend vor.

Die Vielzahl der Gefahren übergeht Hübner nicht, doch ist ihm erkennbar daran gelegen, auf diesem Gebiet, wo wir es so oft mit Verallgemeinerungen, Verteufelungen oder Verharmlosungen zu tun haben, jeden zu ermutigen, die Sache freudig anzupacken. Systematisch werden verschiedene Gesichtspunkte aufgezeigt, mögliche pädagogische Konsequenzen angedeutet, sodass der Leser frei bleibt (besonders schön und gelungen ist hierbei das kleine Kapitel über »Vertrauenswürdigkeit«).

Zu Beginn und am Ende des Buches wird Bezug genommen auf Johann Amos Comenius, der am Anfang des 17. Jahrhunderts (!) zur Verbesserung des von ihm beklagten Schulsystems eine Art »Schulmaschine« vor Augen hatte, von der aus sich, wie Hübner zeigt, eine gerade Linie zu den Smartboards ziehen lässt, die man-

chem heute als ideale Lösung schulischer Nöte vor Augen stehen. – Ganz im Gegensatz dazu rückt bei Rudolf Steiner der Mensch in den Mittelpunkt des Unterrichts, wodurch die Aufgabe der Waldorfpädagogik auch diesbezüglich aktueller ist denn je.

Im Schlusskapitel über Spiritualität und Medien wird eine Beziehung zwischen den unterschiedlichen elektronischen Medienträgern und den durch die Anthroposophie möglichen Bewusstseinerweiterungen (Imagination, Inspiration und Intuition) entwickelt – ganz im Sinne der so wichtigen Erlangung von Gegenwichten angesichts der Schwächung, die unsere Seelenkräfte heute notwendig erfahren.

Hübner schöpft aus der reichen Erfahrung jahrzehntelanger Tätigkeit als Lehrer und Seminarleiter und verfügt über eine stupende Kenntnis der wissenschaftlichen Grundlagen. So erfüllt seine gediegene Untersuchung gleich mehrere Anforderungen: Sie gibt eine gründliche Einführung in die Phänomenologie der Medien; leitet methodisch zur Handhabung der unterschiedlichen medienpädagogischen Aufgabenstellungen an; und kann mit den präzise formulierten, gut gegliederten rund 80 Einzeldarstellungen – deren jede leicht für sich gelesen werden kann – jederzeit als hilfreiches Nachschlagewerk dienen.

Auch wenn der Ausdruck bei Sachbüchern selten gebraucht wird, ist er hier unbedingt am Platz: Dieses Buch ist ein Meisterwerk!

Johannes Roth

Kleinanzeigen

Künstlerische Biografie-Arbeit in Hildesheim

Neues Konzept – neue Angebote
www.biografiearbeit-rainer-schnurre.de
eMail: rainer.schnurre@gmx.de

Schwedens Sonneninsel Öland, teilw. neue
Ökohäuser, Wasch./Spül., Natur pur, Sandstrand,
ab € 350,00 je Woche inkl. Nebenkosten. Tel.:
02304/9409034, www.ferienhaeuser-oeland.com

Fasten-Wanderungen – europaweit.

Gesundheitsfördernd.
Tel.: 0631/49163, Fax: 0631/49166

Sibirien – Goldener Baikal: 28.7.–13.8.2016

Zwischen Steppe und Meer, Dorfleben, Irkutsk,
Transsib, Buddhismus und Schifffahrt.
Wahrnehmungsübungen; kleine Gruppe.
woiwode@gmx.de

Beruhigend und beglückend

MATHIAS WAIS: **Herrn Preindls Sterbe-Etuden: Eine Ermutigung**, Gesundheitspflege initiativ, Esslingen a.N., 200 Seiten, 19,90 EUR

Am Beginn des Buches liegt ein Mann, er heißt Preindl, an einem Ostseestrand in der Sonne. Es ist sein letzter Urlaubstag. Da fällt ihm ein, dass er am nächsten Tag einen Arzttermin hat. Was wird er da erfahren? Was wäre, fällt ihm ein, wenn er erführe: Du hast einen schnell wachsenden, inoperablen Tumor im Kopf? Dieser Gedanke setzt bei ihm so etwas wie ein Kopfkino in Gang. In zwanzig Sterbe-Etuden stellt Preindl sich vor, wie sein Zugehen auf das Lebensende aussehen könnte.

Warum hält der Autor dieses Buches, Mathias Wais, derartige Gedankenspiele für lesenswert? Seine Antwort – sie ist den Sterbe-Etuden in der ›Einstimmung‹ vorangestellt – lautet unter anderem: »So mögen diese Niederschriften für Leserinnen und Leser eine Anregung und Ermutigung sein, sich auch mit dem möglichen Ende des eigenen Lebens vorsorglich zu befassen. Man kann auch hierfür eine Neugier entwickeln. Solche Sterbe-Etuden dürften helfen, die Selbstbestimmung, ja die Freiheit des Individuums durchzutragen bis zum Ende.« Es heißt dann noch, es gebe doch auch Geburtsvorbereitungskurse. Warum sollte es nicht ebenfalls Sterbevorbereitungskurse geben?

Nach dieser Einstimmung macht man sich, möglicherweise mit einiger Skepsis, an die Lektüre der Etuden. Ich muß gestehen, dass ich den Grund, warum ich dieses Buch lesen wollte, schon bald vergessen hatte. Die einzelnen Szenen sind außerordentlich anschaulich und lebensnah geschildert und lassen bei aller Alltäglichkeit immer wieder tiefste Fragen, die mit dem Sterben zusammenhängen, durchscheinen. Nach einiger Zeit ist mir dann aufgefallen, dass mich eine Art von Trauer angeweht hat, wie sie wohl im Zusammenhang mit einem schweren Abschied auftreten kann. Hatte ich da unwillkürlich auch auf mein eigenes Leben so geschaut, als würde es bald zu Ende gehen? Und bei der Lektüre der letzten Etüde (›Ein Fest‹) wären mir fast die Tränen gekommen.

Der Beweis, dass man sich auf das Sterben vorbereiten kann, ist für mich durch dieses Buch überzeugend erbracht. Die Sterbe-Etuden können dabei eine Hilfe sein. Wenn man sie innerlich durchgeht und durchlebt – das kann ohne Weiteres auch mehrmals geschehen –, dann dürften, wenn der eigene Tod näherrückt, viele Situationen auftauchen, die einem bekannt, ja geradezu vertraut vorkommen, weil man sie in der Phantasie bereits durchlebt hat. Das gibt eine gewisse Sicherheit.

Ein Wort noch zu dem Untertitel des Buches: ›Eine Ermutigung‹. Wenn ich in der Vergangenheit in Seminaren das Thema Sterben und Tod behandelt habe, dann spielte dabei stets die folgende Aussage des Psychoanalytikers und Sozialphilosophen Horst-Eberhard Richter eine Rolle: »Die tiefste Krankheit ist die verdrängte Todesangst.« Um dieser Todesangst entgegenzuwirken, muss man, so war ich überzeugt, von der Unsterblichkeit der Seele und dem Leben nach dem Tode sprechen. Darüber steht nun aber nichts in diesem Buch.

Oder doch? Schauen wir unter diesem Gesichtspunkt auf die Etüde 11: ›Ankunft der Barke‹. Da werden detailliert die äußeren Anzeichen und Begleiterscheinungen eines Todeskampfes geschildert. Dann wendet sich die Schilderung den Innenerlebnissen des Sterbenden zu. Der sieht eine Barke herankommen, die ihn abholt. Die Barke und alles, was mit ihr zusammenhängt, ist so wunderbar beschrieben, dass der beruhigende und beglückende Eindruck entsteht: Ja, so könnte es sein. Sterben ist ein Übergang, ein Abgeholtwerden.

In die Richtung eines solchen Erlebnisses wirken auch andere Stellen des Buches, die unvermittelt zwischen sachlichen, manchmal auch drastischen Darstellungen stehen. Das Buch ist so in jeder Hinsicht eine Überraschung. Es pendelt zwischen Ratgeber, Sachbuch und Kunst. Das ist kein Nachteil.

Heinz Buddemeier